

Ein Wissenschaftler an der Macht. Die Wissenschaftspolitik König Maximilians II.

Dr. Sylvia Krauss

Vortrag in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 7. November 2011

König Maximilian II. von Bayern stiftete 1858 der Münchner Universität einen silbernen Pokal als Ausdruck und Sinnbild seines Wissenschaftsverständnisses. Zuoberst steht der bayerische Löwe, an den Seiten die Vertreter der vier klassischen Fakultäten Theologia, Jurisprudentia, Medicina und Philosophia.

Er trägt die Widmungsinschrift: *„In der Wissenschaft erkenne ich eine Leuchte der Menschheit und eine kräftige Säule der Wohlfahrt der Staaten.“*

Der Pokal hat die Form eines Baumes, des Baumes der Wissenschaft.

Diese Allegorie griff der Sekretär der Historischen Klasse der kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ignaz von Döllinger, in seiner Festrede zum Jahrtag 1864 auf, um die Vorstellungen des kurz zuvor gestorbenen Königs Maximilian II. zu deuten und zu würdigen:

„Dabei ... erschienen ihm doch immer alle einzelnen Disciplinen als eben so viele Zweige des Einen mächtigen Baumes der menschlichen Erkenntnis, an welchem jeder Ast und jedes Blatt berechtigt sei, der in seinen Wurzeln Nahrung ziehe aus der Vergangenheit, in seinen Früchten Nahrung biete den künftigen Geschlechtern und seinen erquickenden Schatten ausbreite über die gegenwärtige Menschheit. Dieser Baum des Wissens war es, den er pflegen wollte, zum Gewinne und zur Ehre Bayerns, Deutschlands, der Menschheit.“

Die Metapher des Baumes umschreibt die Fülle der Absichten und Ziele Maximilians II.

Wissenschaft wird verklärt als Ursprung des Bewusstseins, als Triebfeder und Wegweiser menschlichen Strebens, als Indikator des Fortschritts und dies alles mit globalem Anspruch.

Zu diesen rationalen Faktoren der von der Wissenschaft durchdrungenen Denkweise des Königs traten noch psychologische Momente in seiner Persönlichkeit hinzu. Sie blieben den

Zeitgenossen nicht verborgen. Schon ihnen offenbarte sich Maximilian als *„ein warmer Freund der Wissenschaften, nicht wie ein Monarch, der ihnen als äußeren Schmuck seines Thrones seine Gunst zuwendet, sondern er liebte sie, weil sie ein Bedürfnis seines Geistes waren; die Beschäftigung mit der Wissenschaft gehörte zu seinen unentbehrlichen, liebsten Genüssen, zu ihr flüchtete sein Geist, wenn er erregt und ermüdet war von den Kämpfen und Störungen des äußeren Leben.“* – so Justus von Liebig in seinem Nachruf auf Maximilian.

Wissenschaft war eine wesentliche Bedingung seines Wesens. In ihr fand er seinen Lebenssinn, sie zur allgemeinen Geltung zu bringen, wurde seine Mission.

Am liebsten, so gestand er einmal, wäre er Professor geworden. Dieser Berufsweg sei jedoch von vornherein durch seine Geburt in einer königlichen Wiege vereitelt worden.

Nicht ein Lehrstuhl sondern der Thronessel war also seine Berufung.

Bis zu dem Zeitpunkt, an dem sein Vater Ludwig I. abdankte und ihm die Königsherrschaft überließ, führte Maximilian ein geistiges Leben, das unter anderen Umständen durchaus in eine reine Forscherexistenz hätte münden können.

Maximilian offenbarte schon als Kronprinz eine Fülle von Anlagen, Fähigkeiten und auch Charakterzügen, die Gelehrtenpersönlichkeiten oftmals eigen sind. Er war introvertiert, bedächtig, gewissenhaft und gründlich sowie unablässig auf seine eigene Belehrung bedacht. Seine Arbeitsmethode war von akribischer Genauigkeit und folgte stets den gleichen systematischen Schritten: Erkenntnisse sammeln, ihren Wahrheitsgehalt überprüfen,

divergierende Meinungen einholen, Standpunkte abwägen und schließlich die Schritte und Ergebnisse seiner Entscheidungen für sich selbst verfügbar halten. Die Fülle an Exzerpten, Stellungnahmen und Denkschriften, die er anfertigen ließ, dienten vornehmlich seiner persönlichen Meinungsfindung.

Später in seiner Königszeit setzte Maximilian das hoch spezialisierte Gutachterwesen, das er herausgebildet hatte, auch für die Regierungsführung und die Tagespolitik ein. Politische Entscheidungen ließ er umfassend prüfen, bevor er sie in Kraft setzte und zwar häufig von Beratern aus dem akademischen, seltener dem politischen Umfeld.

Es fand eine Verwissenschaftlichung des Regierungsstils statt.

Diese Arbeitsweise hatte Maximilian wahrhaftig nicht von seinem Vater abgeschaut. Ganz im Gegenteil. Ludwig I., impulsiv, spontan und ungeduldig, erregte sich über die pedantische Art seines Sohnes und rief ihm zu: „*Glaube mir, mit philosophischen Systemen und Tabellen regiert man nicht*“.

Bevor es soweit war, wurde Maximilian zum Studium entsandt. In den Jahren 1829 bis 1831 studierte er in Göttingen und Berlin Geschichte und Staatsrecht bei prominenten Vertretern dieser Fachrichtungen. Einflüsse der Berliner Studienzeit strahlten nachhaltig auf seine gesamte spätere Regierungszeit aus: so die Vorliebe für die Geschichtswissenschaft, verkörpert durch seinen Berliner Lehrer und wissenschaftlichen Freund Leopold von Ranke, die Eindrücke des liberalen, modernen, auf Spitzenforschung ausgerichteten Berliner Universitätssystems sowie schließlich das preußische Vorbild schlechthin.

Für Bayern in Süddeutschland eine ähnliche Rolle zu erringen wie Preußen in Norddeutschland innehatte, wurde ein Leitgedanke seiner künftigen Politik.

Aus dem Norden holte sich Maximilian fortan seine Begleiter und Berater, zum großen Missfallen des königlichen Vaters, der schon bald mit dem Lamento „*Soviel Haare ich auf dem Kopf habe, reut's mich*“ seinen Verdruss darüber äußerte, den Sohn zum Studium ins preußische Ausland entsandt zu haben.

Ludwig I., der seit der französischen Julirevolution von 1830 einen zunehmend konservativ-katholischen Kurs eingeschlagen hatte, beobachtete argwöhnisch den Zustrom protestantischer und liberaler Gelehrter nach München. Ihren Einfluss machte er für die neuerdings kritisch-oppositionelle Haltung des Kronprinzen verantwortlich.

An keinem auswärtigen Wissenschaftler entbrannte der Gegensatz zwischen königlichem Vater und Sohn so heftig wie an dem Ranke-Schüler Wilhelm Doenniges, der ab 1842 zum Mentor, Sekretär und engsten Vertrauten des Kronprinzen aufstieg. Er beriet Maximilian sowohl auf dem Gebiet der Wissenschaften als auch der Politik und spielte dabei so offen die preußisch-protestantische Karte, dass er 1844 auf Befehl Ludwigs I. München verlassen und nach Berlin zurückkehren musste. Doch holte Maximilian ihn nach seinem Regierungsantritt alsbald wieder zurück und hielt noch etliche Jahre als kulturpolitischem Ratgeber an ihm fest.

Alle Handlungen Maximilians waren von dem Wunsch beseelt, aus dem Schatten seines Vaters zu treten und eigenes Profil zu gewinnen. Die Wissenschaften boten dazu das ideale Terrain. Sie hatten in Bayern in den vergangenen Jahrzehnten ein Schattendasein gefristet. Ludwig I. hatte zwar 1826 die Universität nach München geholt, doch war dies vor allem seinem Sparkurs geschuldet gewesen. Dieser blieb auch weiterhin ein Kennzeichen der ludovizianischen

Bildungspolitik, ebenso Restriktionen wie die Verhinderung auswärtiger Gelehrter oder der Entzug verbrieftter Freiheitsrechte der Akademie der Wissenschaften.

Ludwig I. hatte das Schwergewicht seiner Kulturpolitik einseitig auf Kunst und Architektur gelegt, um durch ihren Glanz das Ansehen Münchens als führende Kunstmetropole in Deutschland zu steigern, sowie das Prestige und die Stabilität seines Königtums zu festigen. Maximilian war sich in der grundsätzlichen Zielsetzung mit seinem Vater einig, doch hielt er die Wissenschaft für das geeignetere Instrument. Im Gegensatz zur Kunst, die oberflächlich und der Mode unterworfen sei, bürge die Wissenschaft für Beständigkeit und Nachhaltigkeit. Sie *„wirkt intensiver und dauernder, weil sie ihre Vermittlung in Wort und Schrift findet, das ganze geistige Leben der Nation ergreift und dadurch von bleibenden und weittragenden Folgen ist. Sie wirkt dauernder, weil Wort und Schrift unzerstörbar.“*

Diese Grundsubstanz habe zur Folge, *„dass die Pflege der Wissenschaften, wenn sie nur ein Jahrzehnt kräftig andauert, nicht mehr vereitelt werden kann.“*

Auf diese Zuversicht baute Maximilian, nicht wissend, dass ihm selbst nur 16 Jahre zur Realisierung seiner Pläne zur Verfügung standen.

Die turbulenten Ereignisse des Jahres 1848 führten zum vorzeitigen Thronwechsel. Das persönliche Wissenschaftsinteresse Maximilians mündete nun in einen weiteren Wirkungshorizont. Jetzt konnte er das realisieren, was er bereits 1842 seinem Münchner Lehrer Schelling angekündigt hatte: *„Sie wissen, dass ich die möglichste Förderung und Unterstützung der Wissenschaft mir als Hauptaufgabe gesetzt.“*

In den folgenden Jahren brachte Maximilian eine von oben gesteuerte Bildungs- und Wissenschaftsoffensive in Gang, die eine einzigartige Aufbruchsstimmung im akademischen Leben Bayerns auslöste.

Die wichtigsten Elemente waren:

- eine moderne Berufungspolitik und Eliteförderung,
- die Förderung von Forschung und Lehre sowie
- die populärwissenschaftliche Verbreitung ihrer Ergebnisse.

Vom wissenschaftlichen Fortschritt erhoffte sich der neue König schließlich auch politische Synergieeffekte. So sollte die Monarchie im Inneren konsolidiert und Bayern nach außen eine Führungsrolle in der gesamtdeutschen Staatenwelt erlangen.

Als ersten Schritt leitete er die personelle Erneuerung der Professorenschaft ein. Aus ganz Deutschland sollten die besten Köpfe eines jeden Faches nach München gelockt werden. Er forderte den Vorsitzenden des Ministerrats Ludwig Freiherr von der Pfordten auf, *„sämtliche (bayerische) Missionen an den deutschen Höfen zur besonderen Aufmerksamkeit auf solche junge Talente in den deutschen Staaten anzuweisen, die mit den Zuständen ihres Heimatlandes unzufrieden sind, deren Wirksamkeit aber, wenn dieselben von einem anderen Staate gewonnen würden, für letzteren von Nutzen wäre.“* Der Aufruf schlug ein. Bis 1856 wurden 55 Gelehrte neu berufen, darunter zahlreiche Norddeutsche, im Volksmund „Nordlichter“ genannt. Bei ihrer Auswahl waren für den König weder politische noch konfessionelle Kriterien ausschlaggebend, sondern nur ihre wissenschaftliche Qualifikation. Um sie für München zu gewinnen, kam er meistens ihren Wünschen und Bedingungen großzügig entgegen. Sein verehrter Berliner Lehrer Leopold von Ranke, den Maximilian vor allen anderen

nach München holen wollte, verweigerte sich jedoch dem Ruf. Gleichwohl blieb er einer seiner wichtigsten Ratgeber, vor allem im Bereich der Geschichtswissenschaft.

Maximilians Berufungspolitik bewirkte eine Verjüngung und Neuorientierung des Lehrkörpers der Universität und der Akademie der Wissenschaften sowie insgesamt einen Aufschwung des kulturellen Lebens und eine Steigerung der Attraktivität des Wissenschaftsstandorts München. Von allen Maßnahmen der königlichen Wissenschaftspolitik rief die Berufung der auswärtigen Professoren allerdings die meiste Kritik hervor. Dass diese zumeist protestantisch waren und von liberaler Einstellung, darüber hinaus oft unter Umgehung der universitären und ministeriellen Gremien direkt und manchmal zu sehr vorteilhaften Konditionen auf ihre Positionen gelangten, erregte den erbitterten Widerstand der altbayerisch-katholischen Professorenschaft.

Ressentiments gab es auch in der Bevölkerung, da die Ausländer meist isoliert in einer Art „*wissenschaftlicher Fremdenkolonie in München*“ lebten. Die Stimmung weckte unguete Erinnerungen an die Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als es bereits eine erste Welle von Nordlichtern in München gegeben hatte.

König Maximilian holte die auswärtigen Gelehrten nicht nur an die Universität und Akademie sondern auch in seinen persönlichen Beraterkreis. In gelehrten Gesprächsrunden, den berühmten Symposien, zu denen er bevorzugt die Nordlichter einlud, ließ der König Vorträge halten, offen und kontrovers über wissenschaftliche Fragen diskutieren und besonders wichtige Ergebnisse in den sogenannten „*Quintessenzen*“ zusammenfassen. In diesem Experten-Zirkel entwickelte und präzierte er seine Vorstellungen von der Ausrichtung seiner Bildungspläne.

Zum Spektrum der Elitemaßnahmen zählten auch die königliche Stiftung des Maximilianeums zur Förderung des Hochbegabtennachwuchses im eigenen Land und neue Anreizsysteme wie der Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, den der König in Analogie zum preußischen Orden Pour le mérite schuf, um „*einen Mittelpunkt für ausgezeichnete Kräfte der Wissenschaft und Kunst zu bilden*“ oder der Bayerische Geschichtspreis, den er für ein vaterländische Geschichtswerk auslobte.

Es entstand so in der Regierungszeit Maximilian II. in Bayern eine akademische Avantgarde, mit deren Hilfe der König sein Land für die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft qualifizieren wollte.

Als nächstes nahm er die inhaltliche Ausrichtung der Forschung ins Visier, von deren Prioritäten er klare Vorstellungen hatte: „*Von den Wissenschaften wären vorzüglich Physik, Chemie, Technik zu unterstützen ... Von den höheren Wissenschaften – wie er sagte - verdiente wohl Geschichte besondere Beachtung.*“

Sein Förderprogramm richtete er nach dieser Reihenfolge aus.

Naturwissenschaft und Technik gewannen zunehmende Bedeutung in der Epoche rasch fortschreitender Industrialisierung. Maximilian engagierte sich persönlich für den Einsatz moderner Technikverfahren, wie z.B. der Glas-Gusseisen-Konstruktionen, die er 1851 in London kennengelernt hatte und anschließend in München mehrfach realisieren ließ. Am berühmtesten wurde der Glaspalast, den er 1854 für die Erste Allgemeine Deutsche Industrieausstellung in Auftrag gab.

Da für technische Fächer noch keine universitäre Einrichtung vorhanden war - die Kgl. Bayer. Polytechnische Schule, Vorläuferin der Technischen Universität entstand erst 1868 - begründete Maximilian II. die technische Forschung an der königlichen Akademie der Wissenschaften. Schon 1849 richtete er dort eine „Kommission für die naturwissenschaftliche Erforschung des

Königreichs“ ein und 1852 eine „Naturwissenschaftlich-technische Kommission“. Neben Grundlagen- sollte auch angewandte Forschung stattfinden; denn es ging ihm darum, „*nicht nur neue Wahrheiten und Tatsachen aufzufinden, sondern auch dieselben mit allgemeinen Bedürfnissen und Zwecken des Volkes in Zusammenhang zu bringen.*“ So sollten hauptsächlich Erfindungen und Entdeckungen vorangetrieben werden, die für Industrie und Ackerbau Gewinn versprachen.

Die Wissenschaftler verweigerten sich diesem Auftrag jedoch mit dem Argument, es würde ihr Selbstverständnis verletzen und ihre akademische Autorität bedrohen, „*wenn man ihren Nutzen mit dem Maßstabe des Vortheils maß, den sie dem bayerischen Landwirth oder Gewerbetreibenden brachten*“.

Maximilian setzte seine Absichten schließlich durch, indem er der Kommission einen eigenständigen, der Akademie nur assoziierten Status verlieh und sie mit Mitteln aus seiner Privatschatulle finanzierte.

Nachdem die technische Kommission schon nach kürzester Zeit florierte und zwei Bände mit Ergebnissen vorlegen konnte, realisierte der König das erfolgreiche Modell sechs Jahre später noch einmal, diesmal mit seinem bevorzugten, dem historischen Fach.

Der Geschichtswissenschaft maß der König größte Bedeutung zu. Seiner Ansicht nach trug sie zur geistigen Wohlfahrt des Landes im gleichen Maße bei, wie die Naturwissenschaften zur materiellen. Sie galt ihm als einflussreiche Schlüsselwissenschaft und als Repertoire politisch-gesellschaftlicher Erfahrungen, aus dem man lernen könne, das als Vorbild für historische Größe diene und das geeignete Medium darstelle, um in der Bevölkerung nationalstaatliches Zusammengehörigkeitsgefühl zu wecken und zu stärken. Die Erinnerungskultur, die schon zum Herrschaftsprogramm seines Vaters gehört hatte, wurde nun durch Maximilian wissenschaftlich fundiert.

Das Konzept der 1858 gegründeten und noch heute bestehenden Historischen Kommission stammte von Leopold von Ranke, der auch ihr erster Präsident wurde. Ihr Spektrum war von Anfang an gesamtdeutsch ausgerichtet und befasste sich mit der „*Auffindung und Herausgabe werthvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in deren ganzen Umfange*“. Dieser Aufgabe widmet sie sich bis heute, allerdings eingeschränkt auf die Zeit vom 14. Jahrhundert bis zur Zeitgeschichte.

Nach dem Vorbild der naturwissenschaftlich-technischen war auch die Historische Kommission organisatorisch unabhängig, der Akademie nur beigeordnet und vom König alimentiert. A la longue hatte sie ein glücklicheres Los als ihre Vorgängerin; denn Ludwig II. führte sie nach dem Tod Maximilians 1864 weiter und stellte sie 1880 durch großzügige Zuwendungen aus der Wittelsbacher-Stiftung auf ein dauerhaftes finanzielles Fundament.

Der König vertrat eine pragmatische Wissenschaftskonzeption, die Grundlagen- mit angewandter Forschung verband. Ihre Einheit sollte das Fundament einer zukünftigen, besseren Zivilisation schaffen. Schließlich könne „*... keine Bevölkerung ... sich auf Dauer dem Fortschritte verschließen und auf die Macht und den Reichthum verzichten, die ihr die Wissenschaft verleiht.*“ Mit dieser Überzeugung stellte sich der König in den Brennpunkt der aktuellen Diskussion über Sinn und Ausrichtung der Wissenschaft. Auf der einen Seite gab es das Lager der reinen Grundlagenforscher, die die Maxime „*rerum cognoscere causas*“ auf ihre Fahnen schrieben und sich hinter der These von Justus von Liebig verschanzten: „*Der Grundsatz der Nützlichkeit, der nach Zwecken fragt, ist der offene Feind der Wissenschaft, die nach Gründen sucht.*“ Ihnen gegenüber standen die Verfechter der angewandten

Forschung, deren Ziel es war, Investitionen in die Wissenschaft in raschen, praktischen Nutzen umzusetzen.

Maximilian bezog Position in dieser Kontroverse und entschärfte die Konflikte nicht selten durch einen großzügigen Griff in seine Privatschatulle. Zahlreiche Forschungsprojekte wurden überhaupt erst durch seine pekuniären Zuwendungen möglich.

Der König reformierte auch den praktischen Wissenschaftsbetrieb. Seine Impulse zielten auf eine Entwicklung, die sich in den nachfolgenden Jahrzehnten immer mehr durchsetzte, die kollektive Grundlagenforschung. Mit der Einrichtung von Kommissionen wurden Rahmenbedingungen geschaffen, innerhalb derer nicht mehr ein einzelner Forscher, sondern Expertenteams auf der Grundlage definierter Vorgehensweisen an komplexen Langzeitprojekten arbeiteten.

Diese organisatorischen Neuerungen förderten die Differenzierung und Spezialisierung der Fächer, die Systematisierung wissenschaftlicher Methoden und die Kontinuität der Forschungstätigkeit über die Lebensdauer einzelner Gelehrter hinaus.

Insgesamt wurde ein Prozess der Professionalisierung im Wissenschaftsbereich angestoßen, der vielen Fächern ein schärferes Profil verlieh und auch zur Entstehung neuer Disziplinen beitrug.

Zum Beispiel brachte die Epoche Maximilians die Nationalökonomie hervor.

Sein wichtigster Berater seit der Kronprinzenzeit in finanz-, sozial- und wirtschaftspolitischen Fragen, Friedrich Benedikt Wilhelm von Hermann, begründete in München die

Volkswirtschaftslehre und wissenschaftliche Statistik als Hochschuldisziplin. Wo man sie damals noch verortete, offenbart das Gutachten für die Aufnahme Hermanns in die Historische Klasse der Akademie: *„Da ... zu den Hilfswissenschaften der Historie ... auch die Staatswirtschaft gehört, so dürfte es der historischen Klasse erwünscht sein, unter ihren Mitgliedern eines, das sich diesen Kenntnissen vorzugsweise widmet, zu besitzen.“* Dass sich das Fach rasch vom Status einer historischen Hilfswissenschaft emanzipierte, veranschaulicht nicht zuletzt die Anregung des Theologen Ignaz von Döllinger,

eine neue staatswissenschaftliche Klasse der Akademie zu bilden, in der die Fächer Nationalökonomie, Statistik und Geschichte der Volkswirtschaft vertreten sein sollten. Diese Pläne wurden zwar nicht umgesetzt, doch gelang es, die Volkswirtschaftslehre als moderne, fortschrittliche Wissenschaftsrichtung zu etablieren, die später so bedeutende Vertreter wie Lujo Brentano und Max Weber nach München zog.

Parallel zur Erneuerung der Forschungsinstitutionen reformierte Maximilian auch die Lehre an der Universität. Deren anachronistische Unterrichtsstrukturen hielten dem Niveau des modernen Seminarbetriebs, den er in Berlin kennen gelernt hatte, nicht mehr stand. Mit den neuen Ausbildungseinrichtungen, dem Mathematisch-Physikalischen Seminar von 1856 des Mathematikers Ludwig Philipp Seidel und des Physikers Philipp Jolly, und des Historischen Seminars von 1857 unter seinem Gründer Heinrich von Sybel, zog ein fortschrittlicher Wissenschaftsstil in die Universität ein. Ein Merkmal wurde der intensive Austausch zwischen Lehrern und Schülern im kollegialen Diskurs.

Der naturwissenschaftliche Unterricht basierte auf praktischen Experimenten. Im geschichtswissenschaftlichen Seminar arbeitete man auf der Grundlage der historisch-kritischen Methode der Berliner Schule Rankes. Hier gab es zwei Abteilungen, eine kritische für die künftigen Wissenschaftler und eine pädagogische für die späteren Gymnasiallehrer.

Mit der Lehrerausbildung erhielt die Universität erstmals den bildungspolitischen Auftrag, wesentlich an der Hebung des allgemeinen Wissensstandes in der Bevölkerung mitzuwirken.

Eben diesen Zweck verfolgte Maximilian auch mit einem weiteren Programmpunkt seiner Wissenschaftspolitik, der Popularisierung von Forschungsergebnissen.

Es sollte *„die Wissenschaft wieder zur Popularität gelangen, die sie in der Blüte der Vorzeit besaß“*. Der König folgte damit einem Trend, der aus der demokratischen und liberalen Bewegung des Vormärz und den Forderungen der Revolution von 1848 herrührte. Es ging um die Teilnahme des Bürgertums am politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt der Zeit, zugleich aber auch um das Ansehen und den Einfluss der Wissenschaften, speziell der Naturwissenschaften, in der Öffentlichkeit. Maximilian wies seinen Innenminister an, übersichtliche Zusammenfassungen wissenschaftlicher Forschungen für ein interessiertes Publikum zu veranlassen. Die Trennung zwischen Akademikern und Ungelehrten sollte aufgehoben und dafür gesorgt werden, dass *„die Gelehrten wie im Wettstreit sich bemühen, auch die Teilnahme des Volkes für ihre Wissenschaft zu gewinnen, sie für die Bedürfnisse des Volkes zu verwerten und die Ergebnisse der Forschung in gemeinfasslicher Gestalt ins Volk hineinzutragen.“*

Niemand setzte diese Anregungen des Königs so geschickt und erfolgreich um wie der weltberühmte Chemiker Justus von Liebig. 1852 hatte Maximilian das Nordlicht aus Gießen angeworben, hatte ihn zum Moderator seiner Symposien und 1859 zum Vorstand der Akademie der Wissenschaften ernannt. Liebig verdankte seine Popularität der Erfindung des Kunstdüngers, der geschäftstüchtigen Vermarktung seines Fleischextrakts, den öffentlichen Vortragsveranstaltungen in seinem Münchner Hörsaal und schließlich seiner Publikationstätigkeit. In der *„Augsburger Allgemeinen Zeitung“* veröffentlichte Liebig seine berühmten „Chemischen Briefe“, insgesamt 50 Aufsätze, die auf englisch und französisch übersetzt und schließlich in einer populärwissenschaftlichen Ausgabe herausgegeben wurden, in deren Vorwort er schrieb, er halte es für *„angemessen und nützlich, dieses Werk in einer Volksausgabe den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, um dem Verständnis der Lehren der Wissenschaft, zum Nutzen für die Praxis den Weg zu bahnen.“*

Nicht weniger populär als Liebig war sein Zeitgenosse Max von Pettenkofer, dessen bahnbrechende Forschungen und Vorkehrungen zur Bekämpfung der Choleraepidemie sich eng an den Problemen der Zeit orientierten und Auswirkungen hatten, die der Bevölkerung unmittelbar und auf Dauer zugute kamen. Pettenkofer war so bekannt, dass Bismarck ihn nach der Reichsgründung an der Spitze des neuen Reichsgesundheitsamtes in Berlin holen wollte, freilich vergeblich.

Gelehrte wie Liebig und Pettenkofer und viele andere helle Köpfe erfüllten die Vorstellungen des Königs, wonach Wissenschaft in ihrem Leistungsanspruch zwar elitär, in ihrer Wirkung jedoch volkstümlich und pragmatisch sein, alle gesellschaftlichen und staatlichen Bereiche nutzbringend durchdringen und zum deutschlandweiten Einfluss Bayerns beitragen sollte.

In diesem Anspruch kam das letzte Motiv der Wissenschaftspolitik Maximilians zum Tragen: ihre Funktion als Instrument der Politik. Auf das Synergiepotential von Wissenschaft und Politik wies Akademiepräsident Friedrich Thiersch bereits 1849 hin: *„Je einsichtsvoller der Schutz, je nachdrucksamere die Hilfe ist, welche sie findet, desto reicher wird das Gedeihen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Staates seyn, das sich noch zu allen Zeiten als ein beyden gemeinsames und ein sich gegenseitig bedingendes erwiesen hat.“*

Diese Wechselwirkung auszunützen und Bayern durch die Macht des Wissens innere Stabilität und äußere Geltung zu verschaffen, war ein politisches Leitmotiv des Königs, das sein

Rechtsberater Bluntschli auf den Nenner brachte: „*Durch Bildung kann daher auch ein an sich kleiner Staat groß sein und einflussreich im Ganzen der Geschichte.*“

Innenpolitisch stand die Bewältigung der Revolutionsfolgen von 1848 im Vordergrund. Dabei ging es Maximilian neben den verfassungsrechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Themen vornehmlich um die Erhaltung der Machtfülle und Kontinuität der Wittelsbacher Krone. Er war, wie schon sein Vater, durchdrungen vom monarchischen Prinzip und der göttlichen Legitimation seiner Herrschaftsgewalt. Auch für dieses Ziel versprach die Bildungsförderung strategischen Gewinn. Sämtliche Investitionen in die wissenschaftliche Infrastruktur, Maßnahmen zur Verbesserung der Staatsverwaltung, zur Unterstützung technischer Innovationen und wirtschaftlicher Leistungskraft, sowie zur Hebung der Lebensverhältnisse der Bürger nützten zwar vorrangig dem Land, sie steigerten jedoch zugleich die Effizienz des monarchischen Regierungssystems.

Angesichts der Bedrohungen durch den neuen Zeitgeist entwickelte Maximilian ein umfassendes Programm zur bayerischen Nationalbildung, das Identität stiftende Maßnahmen umfasste wie die Stärkung des Geschichtsunterrichts, die Wiederbelebung von Brauchtum und Trachten oder die Gründung des Bayerischen Nationalmuseums. Das durch seine königliche Initiative geförderte spezifisch bayerische Nationalgefühl erwies sich als eine der großen Konstanten der letzten beiden Jahrhunderte. Es überdauerte Maximilians Regierungszeit, auch die Epoche der Monarchie und floriert noch heute.

Auch in der Außenpolitik sollte die Wissenschaftsförderung fruchtbar gemacht werden. Maximilian verfolgte die so genannte Triaspolitik, durch die sich Bayern an die Spitze der deutschen Klein- und Mittelstaaten setzen, den preußisch-österreichischen Dualismus aufbrechen und gleichberechtigt mit den beiden Großmächten an der Gestaltung der Zukunft Deutschlands mitwirken wollte.

Voraussetzungen dieser Politik waren die politische Stärke und Eigenständigkeit Bayerns, die Mittel der Durchsetzung seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit und geistig-kulturelle Vorbildfunktion. Sie sollten einerseits das mangelnde militärische und politische Gewicht Bayerns kompensieren, sich andererseits als Wettbewerbsvorteil im konkurrierenden Ränkespiel der deutschen Staaten erweisen sowie als Legitimation des bayerischen Führungsanspruchs. Wissenschaftsförderung erfüllte somit außenpolitisch eine Prestige- und Antriebsfunktion für das Ziel der Triaspolitik.

Das Scheitern des Projekts hat er nicht mehr erlebt. Bekanntlich setzte sich die kleindeutsche Lösung durch und ließ Bayern ab 1871 im deutschen Reich aufgehen.

Der deutschlandpolitische Misserfolg entlarvt Widersprüche im Streben Maximilians, die u.a. darin bestanden, dass er die preußische Hegemonie in Deutschland einerseits verhindern wollte, andererseits seine Bildungsziele am Vorbild Preußens ausrichtete, und dass er eine föderalistisch erstarkte Position Bayerns innerhalb des deutschen Staatenbundes ausgerechnet mit Unterstützung kleindeutsch orientierter, norddeutscher Gelehrter zu erreichen suchte.

In der Bilanz seiner Leistungen schlägt die fehlgeschlagene Triaspolitik jedoch kaum zu Buche. Die Zeit ist längst darüber hinweg gegangen.

Was dagegen Bestand hat und fortwirkt bis in unsere Zeit, sind die Erträge der Wissenschaftspolitik Maximilians. Zahlreiche Prinzipien unserer aktuellen Bildungspolitik tragen noch immer seine Handschrift:

So zum Beispiel die Überzeugung, dass ein moderner Staat sich über seinen wissenschaftlichen Rang und den Bildungsstand seiner Bevölkerung definiert und Konkurrenzfähigkeit erlangt. In der Epoche Maximilians II. war dieser Standpunkt revolutionärer und avantgardistisch. Heute ist die Förderung der Wissensgesellschaft eine selbstverständliche Anforderung an das Profil eines zeitgemäßen Staatswesens.

Sie ist, damals wie heute, ein Paradigma der Modernisierung der Gesellschaft.

Auch die Exzellenzinitiative als viel gepriesene Erfindung unserer Bildungspolitik wurde vor 150 Jahren bereits von König Maximilian eingeführt. Mit seinen Bemühungen, die besten Kräfte des Landes zu fördern und herausragende Experten von überall her anzuwerben, begründete er eine Eliteförderung, die von anfänglichen Rückschlägen abgesehen, sich als langfristig erfolgreich und bis heute vorbildhaft erwies.

Der von Maximilian angestoßene Professionalisierungsschub im Wissenschaftsbetrieb entwickelte sich kontinuierlich bis heute weiter. Die von ihm eingeführten organisatorischen Einheiten kollektiver Grundlagenforschung mit ihren Elementen: Spezialisierung der Aufgaben, Teamarbeit, systematische Methodik und Publikation der Ergebnisse bilden noch immer das Fundament wissenschaftlicher Tätigkeit.

Schließlich erlebt die von Maximilian angestoßene Popularisierung von Wissenschaft eine Renaissance, nachdem sie lange Zeit in den Hintergrund gerückt war. Heute lassen die Universitäten durch Ringvorlesungen und offene Studienprogramme, die Akademie durch öffentliche Vortragsreihen und Podiumsdiskussionen zu wissenschaftlichen oder aktuellen Themen, die Öffentlichkeit an ihrer Arbeit teilhaben und vermitteln ihre Ergebnisse einem breiten, interessierten Publikum.

Der vor 200 Jahren geborene und vor knapp 150 Jahren gestorbene König Maximilian II. hatte ein kurzes Leben mit einem langen Atem.

Von seinen Leistungen für die geistige Erneuerung Bayerns profitiert unsere Zeit mindestens ebenso wie von den Tempeln seines Vaters oder den Schlössern seines Sohnes.